Nummer 53 Sonnabend, 3. März 1923

Berliner Familien-Zeitung

## Der Feind in der Flut

*Von Fritz Zielesch*

Grau und schwer hingen die Wolken über Solothurn. Grau und schwer lag das Gespenst der Not auf Dach und Zinnen. Die Soldaten zogen gesenkten Hauptes durch die Gassen, um für ein paar Stunden Schlaf die bittere Zeit nicht mehr zu schmecken. Dröhnend traten sie in die stillen Bürgerstuben, Hellebarde und Armbrust polterten auf den friedlichen Tisch, und die Hände der Frauen zitterten über dem bestaubten, feuchten Haar der Krieger, wenn die Blicke stumpf und müde in die wässrigen Suppen fielen. In den Winkeln der Stuben saßen die Kinder mit erschrockenen Augen. Ihre Hände spielten nicht, ihre Füße sprangen und tanzten nicht, scheu und fragend starrten sie den Vater an und trugen die Kümmernis im Herzen, daß der fröhliche Mann nicht mehr wie einst mit blanken Eisen in der Werkstatt lärmte und falten schöne Dinge schuf.

Es war Krieg um Solothurn. Von den Mauern aus sah man weithin das Gewimmel der österreichischen Belagerer. Herzog Leopold wartete. Die von Solothurn konnten nicht ihren Mut in die Kochtöpfe tun, und gesottene Armbrüste machten ihnen kaum munden. Das Korn aber zermahlten österreichische Steine, und das Vieh des Landes ließ sich mit köstlichem Hohn vor den Hungerblicken der Belagerten verzehren. Zerschlugen die Schießenpfünder nicht die Mauern und nicht die Standhaftigkeit der Verteidiger, so sollte der Hunger mit schmählicherer Wirkung in die Gedärme schlagen.

Düster hoben sich die Tage aus den Nächten, düster neigten sie sich zum Schlaf. Mittag war Dämmerung. Unablässig strich der Regen aus dem Nebeldunst, trommelte eintönig an Wände und Türen und schlürfte schmutzigtrüb durch die Gossen.

Unter den Mauern schäumte und wogte die Aare. Fluten über Fluten stürzten zu Tal. Baumstämme, losgerissene Bote und die Trümmer fortgespülter Brückenstege trieben vorüber. Im Lager der Oesterreicher wurde man unruhig. Die Soldaten stauten sich vor der Belagerungsbrücke, die man erst vor wenigen Tagen in die Aare geschlagen hatte. Ein Feldherr zu Roß näherte sich und gab Befehle. Die auf den Mauern verstanden wohl die Besorgnis des Feindes. Brachen nicht die Wogen der Aare immer wilder gegen das Gebälk?

Und jetzt war es eine Hoffnung, ein Gebet geworden: Herr, öffne die Schleusen des Himmels!

Es geschah aber, daß der Herzog der Oesterreicher befahl, es sollte soviel Mannschaft auf die Brücke gehen, als sie nur Platz fände. Solcherart gedachte er die Brücke zu beschweren, daß sie der tobenden Flut stärkeren Widerstand leisten könne.

Wie nun ein großer Haufe von Kriegern dicht gedrängt auf der Brücke stand, gab es plötzlich ein Bersten und Krachen und vielhundertfachen Todschrei. Die Joche waren auseinandergebrochen. Mit Balken und Brettern stürzten die Krieger in die trüben Wasser.

Die von Solothurn und Bern stemmten die Fäuste auf die Brüstung der Mauern und starrten hinab. Ein grimmes Gefühl der Rache durchzuckte die geschmähten und hart bedrängten Menschen.

Da unten war die Hölle. Hier hielt sich einer noch an einem treibenden Balken, dort rang ein Jüngling gegen die Wellen. Manch einer versank in einem Strudel Blut, und wohin immer der Blick traf, war Entsetzen und Todesnot. Furchtbar war das Schreien der Ertrinkenden und Verwundeten, furchtbarer noch das Bild des Grauens, wie die blühenden lebendigen Wesen in die schmutzigen Tiefen gezogen wurden.

Rache? Feind? Sieg? — Die auf den Mauern vergaßen Leid und Beleidigungen, Menschen riefen um Hilfe! Um Gott! Gebt Stangen und Stricke! Bringt die Kähne heraus! Rettet! Helft!

Es war niemand, der ihnen befahl. Jäh aus sich selbst stürzten sie alle zugleich in das Hilfswerk. Der warf das rettende Tau hinunter, der kam mit Stangen, der löste den Kahn und half mit eiligen Händen, der gar sprang selbst in die Flut und brachte einen Ertrinkenden zum Ufer. Armbrust, Hellebarde und Schwert lagen beiseite. Vergessen war Feindseligkeit und Krieg. Menschen riefen aus der Not!

Die Frauen von Solothurn eilten Rettern und Geretteten entgegen, stützten die wankenden und zitternden Feinde, brachten sie in die warmen Stuben, gaben ihnen aus der eigenen Dürftigkeit noch Speise und Trank, trockneten ihre Gewänder und hatten gute Worte für die Todesangst. Manch harten Kriegsmannes Herz wurde weich, und es waren viele unter den Gefangenen, die sich ihrer Danktränen nicht schämten. Schlacht und Sieg, Tod und Freude, Würfelbecher und Weiber hatten wohl oftmals ihr Leben in den Rausch getragen. Wo waren die Abenteuer, die sie nicht bestanden hatten? Aber dies hier war neu. Es war anders als jemals zuvor. Ein heiliges Erstaunen über die eigene Tat glänzte in den Augen der Solothurner, ein heiliges Erstaunen über das himmlische Mitleiden dieser Menschen bewegte die Gefangenen. Friede war in allen Seelen und die Ahnung nie geübter Taten, die besser sind als Totschlag und Schwerterkampf.

Ueber die von Solothurn kam es wie ein Rausch großer Gefühle. Kaum zeigte es sich, daß die Geretteten wieder reden und gehen konnten, als man ihnen Geleit und Freiheit schenkte. Und wie die Hände zum Abschied ineinandergriffen, war ein dunkles Fragen zwischen Mensch und Mensch, und die Blicke glitten scheu über Waffen und Wehr.

Im Lager der Oesterreicher schloß ein großes Verwundern die landsknechtischen Mäuler. Da war noch ein halber Spott, aber er blieb den Spöttern jäh in der Kehle.

Zur selben Stunde drückte Herzog Leopold das Siegel unter die Friedensbotschaft.

## „Große" Pantoffelhelden

### Die Angst vor der Frau

Die streitbare Gattin Sokrates' ist möglicherweise zu unrecht verleumdet worden. Sie verdankt aber jedenfalls dem üblen Ruf, den ihr die Fama gibt, ihre Unsterblichkeit und daneben die Ausgezeichnung, den Ruhm ihres berühmten Gatten in weiten Kreisen des Publikums überschattet zu haben. Es gibt eine Menge Leute, die von Sokrates selbst nur eine sehr verschwommene Vorstellung haben, die aber über seine Gattin Xantippe sehr gut unterrichtet sind und sie als Typus einer bösen, zanksüchtigen Ehefrau kennen. So ist denn der Name Xantippe ein Gattungsname für die vom Zankteufel besallenen Frauen geworden, und es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß gerade bedeutende Männer, wie die Geschichte lehrt, häufig das Schicksal ereilt hat, Xantippen zu Gattinnen zu bekommen. Der englische Prediger J. F. Hardy hat sich speziell mit dieser Frage in einem Buch beschäftigt, das das Eheleben verschiedener großer Männer daraufhin untersucht und dabei zu dem betrüblichen Schluß kommt, daß nicht wenige dieser Geisteshelden zu Hause elende Pantoffelhelden gewesen sind. So war beispielsweise der Herzog von Marlborough, dessen Feldherrnstern vor 200 Jahren am Kriegshimmel hell erleuchtete, in jungen Jahren mit der bildschönen Sarah Jennings, der Hofdame der Königin Anna, eine Ehe eingegangen, die ihm alle Qualen der Hölle bereitete. Denn größer als die Schönheit Sarahs war ihre geistige Verwandtschaft mit Xantippe. Es war ein schwacher Trost für den Herzog, daß die Tyrannei der Frau angeblich nur der Ausdruck ihrer großen Liebe war, und daß er sich sagen durfte, daß man den, den man liebt, am ergiebigsten züchtigt. Ein Brief des Herzogs, den er aus Flandern schrieb, verrät uns die bleiche Angst, die der tapfere Haudegen vor seiner Gattin hatte. Er nimmt darin keinen Anstand, offen einzugestehen, daß er, der einer feindlichen Armee von 60 000 Mann der besten, kriegserprobten Truppen und von den gefürchtetsten Befehlshabern geführt, gegenüberstand, im Felde nicht entfernt das Angstgefühl habe, das ihn beschlich, wenn er seine Sarah, wie eine Furie einherrasend erblickte.

Ein Pantoffelheld ersten Grades war auch der Präsident Abraham Lincoln. Auch er hatte sich in jungen Jahren verlobt, unterschied sich von seinesgleichen aber dadurch, daß ihm schon während der Verlobungszeit eine Ahnung des Schicksals aufdämmerte, dem er entgegenging. Die Eindrücke, die er vom Charakter seiner Braut erhielt, hatten ihn denn auch bestimmt, sein Heil in der Flucht zu suchen und an dem für die Trauung festgesetzten Tag zu verschwinden. Die Trauung wurde zwar aufgeschoben, aber nicht aufgehoben. Denn die energische Braut, Miß Todd mit Namen, wußte es durchzusetzen, daß er schließlich doch unter das Ehejoch kroch. Daß sich Lincoln über sein eheliches Leben keiner Illusion hingegeben hatte, bewies die Antwort, die er der kleinen Tochter seines Wirtes gab, der er auf die Frage, wohin er in so festlicher Kleidung fahre, resigniert antwortete: „Ich glaube, zur Hölle." Und er hatte sich nicht getäuscht. Seine Ehe gestaltete sich zu einem wahren Martyrium.

In der Reihe der Pantoffelhelden ist weiter der Stifter der Methodistengemeinde, John Wesley, zu nennen. Er befand sich bereits auf der Höhe seines Ruhmes, als er sich entschloß, zu heiraten. Die Frau war von grenzenloser Eifersucht erfüllt, und verfolgte ihren Gatten auf Schritt und Tritt, öffnete mißtrauisch seine Briefe, lauschte an der Tür seines Studierzimmers, wenn er Besuch hatte, ja, sie ließ sich oft sogar zu handgreiflicher Betätigung ihrer Wut hinreißen. Zwanzig Jahre lang hatte der starke Glaubensheld in bußfertiger Ergebenheit die unwürdige Kette getragen, ehe er durch den Tod seiner Frau seine Freiheit wiedererlangte.

James Watt, der Erfinder der Dampfmaschine, hatte zwar nicht gerade eine Xantippe geheiratet, litt darum aber nicht minder unter der Manie seiner Frau, beständig zu scheuern und zu putzen. Der arme Erfinder hatte schließlich kein Plätzchen, auf dem er sich seiner Beschäftigung in Ruhe hätte hingeben können, und er mußte schließlich eine elende Bodenkammer beziehen, wo er wenigstens vor den Besen und Eimern seiner überfauberen Ehehälfte geschützt war.

---

**Englische Aristokratinnen im Film.** Der Film wirkt auf die Damen der englischen Hocharistokratie immer verführerischer, und es ist in letzter Zeit mehrfach vorgekommen, daß sich Frauen aus den höchsten Kreisen der englischen Gesellschaft trotz des heftigen Widerstandes ihrer Angehörigen dem Film widmeten. In dem Filmdrama „Die jungfräuliche Königin", in dem die Rolle der Königin Elisabeth von England von Lady Diana Duff-Cooper, einer bekannten Dame der besten Gesellschaft, gespielt wurde, erschien auch zugleich ein anderer aristokratischer Filmstar, der freilich noch in den Anfängen seiner Laufbahn ist. Es war das die reizende Baroness Furnivall, die Tochter des 14. Lord Peter. Die Filmdirektionen sehen bei diesen Aristokratinnen großmütig auch über einige Mängel des Talentes hinweg, weil sie wissen, daß das englische Publikum diese Damen, die sonst nur in der streng abgeschlossenen Sphäre der englischen Aristokratie leben, mit besonderer Neugierde im Film betrachtet.

## Die Geißel der Fünfhundert

ROMAN VON VICTOR HELLING

[18. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

„Aber zunächst ist keine Gefahr im Verzuge und kein Angriff erkannt — wie unser Sozius Wunschel zu sagen liebt. Ich sagte Ihnen wohl schon gestern, daß der Graf ein glorioser preußischer Gardeoffizier war? Ganz die Vorschule, um etwas Tüchtiges ins Geschäft zu stecken."

„Sie werden mich rächen!"

Der Baron drehte das Telegramm um. „Das ist Ehrensache. Es kostet nur eine Kleinigkeit. Aber darüber waren wir uns wohl schon einig?"

„Inwiefern?"

„Daß Sie, schöne Frau, in unserem Bunde die Dritte sind. Sie haben seit der Abreise des göttlichen Bolognesers die Hände frei. Nützen Sie die Chancen!"

„Wie werden Sie mich rächen?" wiederholte die Marchesa.

„Das Geschäft ist also gemacht. Na also!" Aldobrandini reichte seiner alten Freundin die beringte Hand über den Tisch. Sein Kettenarmband streifte die Depesche aus Venedig.

„Solche Sache faßt sich einfach an. Signor Pedroni begibt sich zu seinem neuen Fiasko nach — nach Grauensfeld. Inzwischen gedenkt hier Ihr Freund Grenier zu landen —"

„Der Teufel ist Greniers Freund!"

„Schön. Er soll mehrere haben." Der Baron hielt die Depesche gegen die Sonne. „Hier braucht es nur eines heiß gemachten Messers, dann lösen sich die Aufdruckstreifen des Telegramms von selbst. Und dann ergibt eine kleine Umstellung der Worte und ein geringfügiges Nachhelfen mit der Schreibmaschine alles, was Ihr Herz begehrt. Sehen Sie — so . . ."

Da lösten sich bereits die Klebstreifen unter Aldobrandinis geschickten Fingern. Die Marchesa bekam glänzende Augen, wie sie sich sie sonst nur nach Anwendung ihrer Belladonna-Tropfen zulegte.

„Erhebungen ergaben", las sie in dem umgestellten Satze, „daß sich Lion Carnari mit einem Begleiter in der Maske von Monsieur Grenier nach Monte Carlo begeben wird. Er trifft morgen um elf Uhr ein. —"

„Entzückend!" Die Marchesa klatschte in die Hände. „Was sind Sie für ein kluger Kopf, lieber Freund!"

„Hat nichts zu sagen, teuerste Sozia! Jetzt bedarf es nur noch eines diskreten Boten, der im Namen von Signor Pedroni der hiesigen Sicherheitspolizei das Papier in die Hände spielt."

„Und mein Name verschwindet?"

„Der ist bereits ausgelöscht — aus der Gesellschaft der gesuchten Persönlichkeiten. Es wird Ihnen niemand mehr auf den Zahn fühlen."

Da reichte die Marchesa auch ihre reichlich beringte fleischige Hand dem Gesinnungsgenossen, der Adel von ihrer Art war, über den Tisch. Der Bund war geschlossen.

Als der Treno direttissimo der Linie Paris—Lyon—Méditerranée Punkt elf Uhr in den eleganten Bahnhof des Spielerparadieses einfuhr, war ein kleines Heer von unauffällig gekleideten Beamten auf dem Bahnsteig verteilt.

Monsieur Louis Grenier, der seit Ventimiglia mit seinem Privatsekretär in einem Abteil erster Klasse konferierte, wollte den Wagen verlassen, um sich zu seiner Gattin und deren Begleiterinnen zu begeben. In demselben Augenblick lüftete ein ihm entgegenkommender Herr ein wenig seinen schwarzen Rock, unter dem ein Streifen der bunten monogassischen Polizeibinde sichtbar wurde, und sagte leise: „Folgen Sie mir ohne jedes Aufsehen, mein Herr . ."

Ein zweiter Beamte raunte dasselbe Gaston Rodin zu.

„Sind Sie tobsüchtig?" wetterte der Kanonenkönig von Nohère los. „Wissen Sie nicht, wer ich bin?!"

Er wurde krebsrot vor Wut, als der Beamte höhnisch lächelnd antwortete: „Ich denke — ja. Monsieur Grenier, nicht wahr?"

„Na also! Was soll der Unfug?"

Das Heer der Beamten bildete einen engen Ring um die beiden. Der Beamte von vorhin sagte: „Ein Wort von Ihnen, mein Herr, und Sie werden in Eisen geschlossen. Ersparen Sie sich und der Oeffentlichkeit das Schauspiel!"

Im nächsten Moment, ohne zu wissen, wie ihnen geschah, sahen sich der allmächtige Grenier und sein Sekretär in eine Droschke gehoben. Sie war zweispännig und setzte sich sofort in flottem Trabe bergan in Bewegung.

Monsieur Grenier schlug ungehend die Scheibe ein. Er brüllte wie ein Stier. Die Marchesa Letizia Fiori, die ganz zufällig der Abfahrt des Wagens von überhöhter Palmengruppe aus zusah, mußte sich vor Schadenfreude und Wonne an den Arm ihres Begleiters festkrampfen.

„Gefesselt haben sie die Bestie! Gefesselt!" Ihr Busen wogte wie das Ligurische Meer. Sie lachte Tränen. Auch Baron Aldobrandini gestand, daß der Anblick unbezahlbar gewesen sei. Er zog die Marchesa etwas zurück, daß sie nicht gesehen würde. „Die Dame, die da so eschauffiert auf den Bahnpräfekten einsprach, ist Madame? Ah, sehen Sie — Madame ist in Ohnmacht gefallen!"

„Ich reiße mir ihretwegen nicht ein zweites Mal die Beine aus."

„Gewiß, es gibt dankbarere Geschäfte."

Sie stiegen zum Kasino hinauf, dessen Säle sich soeben zu beleben begannen. In der großen Wandelhalle hingen die letzten Depeschen aus. Der Anschlag auf das Eigentum des Schweizer Großindustriellen war hier spaltenlang behandelt. Die Marchesa hörte neben sich sagen: „Diese Apachen stecken mit den höllischen Mächten im Bunde. Nie bekommt man sie zu fassen."

„O, Sie vergessen — in Bologna", erwiderte die Marchesa.

Die Umstehenden gaben ihr recht, und einer der Spielerhabitués bemerkte wichtig: „Wenn ich richtig informiert bin — und ich pflege nicht auf jeden zu hören — so hat man hier soeben zwei Häupter der gefährlichen Bande verhaftet."

„Hier?" rief es von allen Seiten erschreckt. Besonders Vorsichtige faßten sofort nach ihren Brieftaschen.

„Wie ich Ihnen sage. Uebrigens kommt da ein Sicherheitsbeamter, der uns Auskunft geben kann."

Baron Aldobrandini hatte sich mit den anderen an den Mann herangedrängt, der die aufsehenerregende Nachricht bestätigen konnte. Der Beamte versicherte, es dürfe jeder Gast von Monte Carlo unbesorgt sein. Die Verbächtigen säßen sicher. „Diesmal haben wir die Richtigen!"

Als der Baron wieder bei der Marchesa anlangte, sagte er: „Es geht nicht mit rechten Dingen zu. Ich bin sprachlos! Denken Sie — man hat bei dem Begleiter von Monsieur Grenier etwas schwer Belastendes gefunden . . . einen Kragen — genau so, wie er von dem Polizeichef aus Venedig signalisiert war. Einen Kragen mit der Fabrikmarke „Gallia" und der Halsweite 40! Hat man Worte?"

„Ein lächerlicher, mich sehr erheiternder Zufall —"

„Oder — oder Monsieur Grenier ist gar nicht Monsieur Grenier!"

„Aber ich habe ihn doch mit eigenen Augen gesehen!"

„Es kann doch sein in Venedig, wo Sie ihn zuerst sahen, der falsche Monsieur Grenier gewesen sein, wie? Wie dann?"

Doch die Marchesa schüttelte energisch ihren Kopf. „Ausgeschlossen! Dazu war er ein zu großes Ekel. Ekel sind immer echt."

Im Laufe des Tages sah die Polizei von Monte Carlo in der Tat bestürzt und erschrocken ein, daß sie infolge einer Mystifikation einen Mißgriff begangen hatte, wie er kaum zu überbieten war. So wütend hatte noch keiner vor Louis Grenier in Monaco die Augen gerollt. Er schwor, Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um die ihm widerfahrene Unbill zu rächen. Aber zu einer Ausführung seines Gelübdes kam er zunächst nicht: er war krank. Er mußte sich in Venedig das Fieber geholt haben. Nicht erst während der Eisenbahnfahrt hatte es sein Sekretär wahrgenommen. In der Bahn hatte er mit der Eigensinnigkeit eines Fieberkranken auf ganz eigenartige Nachforschungen bestanden, die in die Wege geleitet werden sollten.

So nach jenem Sträfling Hillairaud, dessen Geburtsort sich mit großer Mühe endlich hatte feststellen lassen. Grenier hatte nicht gesagt, warum. Aber er sagte, diese Spur müßte er unbedingt verfolgen. Gaston Rodin hatte gefragt: „Die des Sträflings?" — „Die eines Weibes", hatte Louis Grenier geantwortet.

Mit Bianca hatte Grenier seit der Abfahrt von venezianischen Bahnhof kein Wort gewechselt, ja er schien es mit Absicht so einzurichten, ihr aus dem Wege zu gehen.

Daß er bei der Ankunft in Monte Carlo als Mitglied der Carnari-Clique verhaftet wurde, machte ihn ernstlich krank. Er hatte sich zudem an beiden Händen verletzt und den Notverband wieder abgerissen. Es war alles aufgeboten worden, nachdem das Mißverständnis, das ein mystisches Telegramm und ein achtlos im Palazzo Mascaccio von Rodin weggeworfener Leinenkragen angerichtet hatten, aufgeklärt war, sich um den beleidigten Kanonenkönig zu bemühen.

Er aber drängte auf eine sofortige Weiterreise nach Nohère. In Nizza war er so hinfällig, daß er in ein Privatsanatorium übergeführt werden mußte. Sein Zustand war bedenklich. Er hatte schlimme Nächte und sprach irre. In seinen Dilirien spielten ein Mann mit einem Totenkopf und die Camera Mortuaria eine große Rolle, und wiederholt rief er: „Es ist Lüge, ich bin nicht verliebt. Ich liebe niemand, niemand!"

Gaston Rodin tröstete Madame. Sie sagte: „Mein Gatte gilt für den besten Rechner Frankreichs, aber er ist unberechenbar. Kein Arzt vermag zu sagen, was er in der nächsten Minute anstellt."

„Sie wollen damit doch nicht etwa der Befürchtung Ausdruck geben", fragte Gaston, der sie ins Hotel brachte, „daß etwas sehr Schlimmes eintreten könnte?"

Sie seufzte. Gaston beugte sich über ihre Hand, die sie ihm zum Kusse ließ. Aber dann entzog sie ihm die Hand ganz jäh und sagte: „Unberechenbar, hören Sie, Gaston? Seien Sie hier doppelt vorsichtig. Wir denken, er kann das Bett nicht verlassen — und in der nächsten Minute reißt er vielleicht diese Tür auf und sieht vor uns!"

An solche schlimme Möglichkeit hatte Gaston nicht einmal gedacht.

(Fortsetzung folgt.)